



Foto: Aus vergangenen Tagen: die „Orangene Revolution“ in der Ukraine 2004.

© CC BY-SA 3.0, <https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=779303>

„Ich bin doch nicht wie du“ Warum Soziale Verteidigung eine intersektionale Perspektive braucht

Intersektionalität kommt als direkte Übersetzung aus dem Englischen und lässt sich über das Bild seiner wörtlichen Übersetzung „Straßenkreuzung“ gut erklären. Menschen, die Zielscheibe von Diskriminierung sind, können jederzeit einen „Angriff“ auf ihre Integrität aus einer Richtung der Kreuzung erfahren. Menschen die von Mehrfachdiskriminierung betroffen sind, müssen jedoch jederzeit mit Angriffen aus verschiedenen Richtungen oder – um beim Bild zu bleiben – Autos von allen Zufahrtsstraßen der Kreuzung rechnen. Sie stehen sozusagen ungeschützt auf der Mitte der Kreuzung. Eine intersektionale Perspektive zeigt, dass sich bei mehrfachdiskriminierten Personen die Diskriminierungsformen nicht einfach addieren lassen, sondern eine neue, eigene Art der Diskriminierung bilden. Daher wird auch von sich überlappenden Diskriminierungsformen gesprochen. Der Begriff und das Konzept wurden in den 1980er Jahren in den USA von Kimberlé Crenshaw entwickelt.

Stellen wir uns einmal einen einigermaßen progressiven Konzern vor. Es gibt u.a. eine blinde Frau* im Aufsichtsrat, einen schwulen Abteilungsleiter, Mitarbeiter*innen mit Fluchterfahrung und eine schwarze Personalchefin. Sich sozial zu verteidigen wird für alle diese Personen mit vollkommen unterschiedlichen (persönlichen) Risiken verbunden sein.

Genau an diesem Punkt ist eine intersektionale Perspektive auf Soziale Verteidigung (SV) notwendig und sinnvoll. Eine solche Sichtweise trägt dem Umstand Rechnung, dass es nicht das eine Angebot für eine Zielgruppe geben kann. Schon gar nicht für SV, da hier aus der Natur der Sache heraus die Gesellschaft in ihrer Gesamtheit und damit in ihrer Vielfältigkeit angesprochen werden soll und gebraucht wird.

Wie oben beschrieben, unterscheiden sich Diskriminierungserfahrungen und damit Lebensrealitäten auch innerhalb einer Gruppe deutlich voneinander.



Autorin:

NELE ANSLINGER

ist Kampagnenkoordinatorin der Kampagne „Wehrhaft ohne Waffen“. Sie hat in Marburg Friedens- und Konfliktforschung mit den Schwerpunkten zivile Konfliktbearbeitung und Friedenspädagogik studiert. Bisher hat sie u.a. mit den Methoden des Theaters der Unterdrückten zu gesellschaftlicher Teilhabe, Antidiskriminierung und Extremismusprävention gearbeitet. Besonders am Herzen liegt ihr dabei die empowernde Arbeit in queeren Kontexten und Selbstfürsorge im politischen Aktivismus.

Foto links:
Eine Tagung der "Friedens-
bertha" und der AG Gender
zum Thema Intersektionali-
tät 2020 in Hannover.

© Christine Schweitzer

Foto rechts:
Kimberlé Crenshaw bei
der Heinrich-Böll-Stiftung
2018.

© Mohamed Badarne,
CC-BY-SA-4.0



Eine intersektionale Perspektive hilft auch dabei, sich der eigenen Privilegien bewusst zu werden. Dabei geht es nicht darum, wettbewerbsmäßig zu schauen, wem es „am schlechtesten“ geht oder sich gar schlecht zu fühlen, weil – glücklicherweise – wenig Diskriminierungserfahrungen bestehen.

Vielmehr erkennen wir, wo unsere „blinden Flecken“ sind, worüber wir also nicht nachdenken, weil es für unseren persönlichen Alltag nicht wichtig ist - und in diesem Sinne darum, einander besser zu verstehen und aufeinander zuzugehen. Es geht also um Solidarität. Und auf Solidarität ist Soziale Verteidigung in ihrer praktischen Anwendung elementar angewiesen.



Rundbrief und Briefe lieber online?

Unser Rundbrief wird kostenlos an unseren Gesamt-Adressverteiler versandt. Wer ihn lieber als PDF beziehen möchte, teile uns das doch per Email an **info@soziale-verteidigung.de** mit. Und natürlich auch, wer ihn nicht mehr erhalten will. Es besteht ebenfalls das Angebot, unsere Briefe per Email zu bekommen. Auch hier können wir die Zusendung von Papier auf Email umstellen.

Eine intersektionale Perspektive ermöglicht uns in der Vorbereitung und Koordination von SV, verschiedene Personengruppen zu berücksichtigen. Mit welchen Vertrauensorganisationen in den Nachbarschaftsvierteln können wir für Aktionstrainings zusammenarbeiten? Wie können wir traumasensibel kommunizieren (immerhin bewegen wir uns im Feld der Verteidigungspolitik)? Wie können wir Menschen mit besonderen Bedürfnissen berücksichtigen und einbinden, z.B. Ältere, Menschen mit physischen, psychischen, ggf. chronischen Vorerkrankungen? Wie kann solidarische Unterstützung aussehen für Menschen im ländlichen Raum im Vergleich zu Städten? Welche Einrichtungen können gut mit LGBTIQ2S*-Personen arbeiten, die nicht selten ein getrübbtes Vertrauen in religiöse Institutionen haben? Wie erreichen wir Menschen mit ungeklärtem Aufenthaltsstatus und nicht gemeldete Personen, die gute Gründe haben, sich nicht öffentlich sichtbar zu zeigen?

Eine intersektionale Perspektive zeigt, wo „das schwächste“ Glied in der Kette ist. Dort müssen wir ansetzen. Gibt es in dem Viertel viele Menschen mit einem Altersdurchschnitt über 60 Jahre? Dann braucht es vielleicht einen Fokus auf Sicherstellung von Mobilitätsmöglichkeiten, medizinischer Versorgung und niederschweligen Beteiligungsmöglichkeiten.

Handelt es sich um einen kulturell vielfältigen Stadtteil? Dann ist es vielleicht gut, aufsuchend zu arbeiten und gemeinsam Formate zu entwickeln, bei denen kulturelle Bedürfnisse Berücksichtigung finden können.

Es wird deutlich: Sofern unser Anspruch an SV ist, die Würde und Rechte aller Menschen zu verteidigen, tun wir gut daran, uns mit verschiedenen Diskriminierungsformen und den Erlebnisswelten mehrfach marginalisierter Menschen auseinanderzusetzen. Nicht zuletzt, weil der SV sonst wertvolle Fähigkeiten und Erfahrungen entgehen.